Prototypentheorie und lexikalische Semantik

Jacques Poitou

▶ **To cite this version:**

Jacques Poitou. Prototypentheorie und lexikalische Semantik. 2004. hal-00371975

HAL Id: hal-00371975
https://hal.science/hal-00371975

Submitted on 31 Mar 2009

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Jacques Poitou[1]

Prototypentheorie und lexikalische Semantik

In der neuren Linguistik ist das Adjektiv ‚prototypisch' zu einem so oft gebrauchten Wort geworden, dass man nicht immer genau weiß, was eigentlich damit gemeint ist. Wenn gesagt wird, dass Elemente der Kategorie K prototypisch das Merkmal M aufweisen, heißt es *a priori*, dass nicht alle Elemente der Klasse dieses Merkmal besitzen, es bedeutet also eine Zweiteilung von K, und nicht selten die Zuweisung des Attributs 'prototypisch' auf Grund rein quantitativer Analysen. Wenn dem so ist, dann bringt uns die Opposition zwischen ‚prototypisch' und ‚nicht-prototypisch' kaum weiter als die althergebrachte Opposition zwischen ‚regelmäßig' und ‚unregelmäßig'. Bekanntlich geht aber die Anwendung der beiden Begriffe Typikalität und Prototyp in der neueren Sprachwissenschaft auf Untersuchungen im Bereich der kognitiven Psychologie zurück. In diesen Untersuchungen schließt man aus den ermittelten qualitativen und quantitativen Daten auf das kognitive Verhalten der Testpersonen und des Menschen überhaupt, wobei das Hauptaugenmerk auf der Relation zwischen der inneren Struktur der Kategorien und ihrer Handhabung durch die Sprecher liegt. Kurz: Kategorien sind so strukturiert, wie die Menschen sie konstruieren. Auf die Sprachwissenschaft angewandt, heißt es also, dass die sprachlichen Kategorien grundsätzlich als das Ergebnis der Art und Weise anzusehen sind, wie die Sprecher sie erwerben, verwenden und verändern (vgl. dazu u.a. Langacker 1987: 382 ff.). Wir wollen uns in diesem Artikel mit einigen Aspekten dieser grundsätzlichen Annahmen auseinandersetzen und auch mit den möglichen analytischen Verfahren, die zur Definition der Typikalität und des Prototyps angewandt werden und angewandt werden können. Wir beschränken uns dabei fast ausschließlich auf lexikalische Kategorien.

1 Einige Grundannahmen der Prototypentheorie

1.1 Kognitive Kategorien vs. linguistische Kategorien?

Die Erneuerung der Diskussion über das Problem der Kategorisierung fand bekanntlich ihren Ausgangspunkt in den Arbeiten von amerikanischen Psychologen, von denen Eleanor Rosch die bekannteste Vertreterin ist. Es ging ihr in ihren ersten Untersuchungen darum, der Kategorisierung zugrunde liegende Prozesse zu analysieren, die im Zuge der Untersuchungen von Berlin und Kay zur Kategorisierung der Farben als sprach- und kulturunabhängig verstanden wurden. In diesen theoretischen Zusammenhang gehört die erste Untersuchung über die Handhabung der Bezeichnungen von Farben und Formen bei den Dani, einer primitiven Gemeinschaft, deren Sprache keine Wörter für solche Bezeichnungen enthält. Die Testpersonen mussten sich also als Erstes einem Lernprozess unterziehen, bei dem sie neue Wörter zu erwerben hatten, von denen jedes durch einen Bezug zu einem Gegenstand (einer Farbe bzw. einer Figur auf einer Karte), also durch seinen referentiellen Wert gekennzeichnet war. Das grundlegende Ergebnis dieser Untersuchung bestand darin, dass nicht alle Farben

[1] Université Lumière Lyon-2. e-mail: poitou@univ-lyon2.fr. http://perso.univ-lyon2.fr/~poitou/

bzw. Figuren von den Testpersonen gleichermaßen bewertet werden, d.h. einigen kommt eine zentralere Position innerhalb einer Kategorie zu als anderen. Daher die beiden Begriffe der Typikalitätshierarchie und des Prototyps, um dem unterschiedlichen Status der Elemente einer Kategorie Rechnung zu tragen.

Es ging Rosch nicht in erster Linie um die Untersuchung der Sprache, sondern der kognitiven Denkprozesse, wobei die Sprache eher als Mittel zum Zweck diente. Wörter fungieren in ihren ersten Untersuchungen nicht als sprachliche Realitäten, sondern als bloße Zeichen zur Benennung von Objekten, als Etiketten für außersprachliche Realitäten. Weitere Untersuchungen zur inneren Struktur von Basiskategorien (vgl. Rosch 1975a; 1975b) wurden zwar in der eigentlichen Sprache der Testpersonen (also im Angloamerikanischen) durchgeführt, die sprachlichen Zeichen wurden aber auch nicht für sich verwendet: Sie waren auch hier ein Mittel, um an die kognitive Verarbeitung von Kategorien von Gegenständen durch die Sprecher heranzukommen, d.h. nicht ihren innersprachlichen Dimensionen – sei es auf der Ebene der Form oder des semantischen Inhalts – galt das Interesse der Forscher, sondern ausschließlich ihrer denotativen Funktion, ihrem referentiellen Wert. Charakteristisch für eine solche Perspektive ist u.a. eine Anweisung Roschs zur Auslassung der möglichen ‚freien Assoziationen' bei einem der Tests: „Versuchen Sie aber nicht, freie Assoziationen zu bilden, wenn z.B. Fahrrad Sie an Ihren Vater erinnert, schreiben Sie nicht Vater." (Rosch 1975a: 578)

Und doch sind solche Assoziationen echte Bestandteile der Bedeutung des Wörter, so wie sie konkret von kompetenten Sprechern verwendet werden, und Denotation und Konnotation können nicht immer strikt unterschieden werden (vgl. dazu Grunig & Grunig 1985). Das Ergebnis solcher und ähnlicher Untersuchungen ist auch eine Folge von Wörtern (gegebenenfalls von Sätzen), also grundsätzlich ein *Text* (vgl. Poitou & Dubois 1999, Dubois & Poitou 2002). Die Wörter, die von den Testpersonen gebraucht werden, haben nicht nur eine Benennungsfunktion, und es ist wohl anzunehmen, dass die kognitiven Prozesse, die ihnen zugrunde liegen und die zur Strukturierung der Kategorien führen, andere Faktoren involvieren, die mit der Wirklichkeit der sprachlichen Zeichen an sich zusammenhängen. Dies lässt sich schon durch zwei Fakten aus unseren eigenen Untersuchungen zeigen: (i) bei der Produktion von Wortlisten[2] kommt es vor, dass die Sprecher Wörter nennen, deren referentielle Werte sich völlig decken (vgl. ‚Orange' und ‚Apfelsine' bei den Obstlisten), was keinen Sinn hätte, wenn es nur darum ginge, Gegenstände zu benennen, (ii) in den Obstlisten finden sich bei einigen Sprechern Wörter wie einerseits ‚Clementine', ‚Apfelsine' und ‚Mandarine', und andererseits ‚Nektarine' nacheinander, und wenn man der Ordnung der Wörter im Text nicht jede Bedeutung abspricht, so kann sie nicht auf der Ähnlichkeit der entsprechenden Gegenstände, sondern nur auf der Ähnlichkeit der phonologischen Form beruhen.

[2] Wir stützen uns hierbei, sowie bei anderen Analysen, auf das umfangreiche Material, das im Rahmen der CNRS-Forschungsgruppe 'LPCE' (Paris) gesammelt wurde und das in enger Zusammenarbeit mit Danièle Dubois ausgewertet wurde. Es sind Wortlisten für verschiedene Kategorien (Berufe, Blumen, Gemüse, Gerüche, Geräusche, Getränke, Kleidung, Möbel, Obst, Sportarten, Werkzeuge). Testpersonen waren 105 Schüler im Alter von 13-14 Jahren aus Köln. Ihre Aufgabe wurde ihnen folgenderweise beschrieben: "Test: Schreibe unter das Schlüsselwort die Wörter der Kategorie in der Reihenfolge, wie sie Dir einfallen." Es sei hier allen, die zu dieser Untersuchung beigetragen haben, herzlich gedankt, insbesondere Danièle Dubois und Peter Scherfer (Wuppertal). – Die meisten dieser Protokolle sind auf der Internet-Seite http://nte.univ-lyon2.fr/~poitou/categorisation_accueil.html veröffentlicht.

Wenn wir diesen Gedanken folgen, hat das weitreichende Konsequenzen für das Verständnis der inneren Struktur semantischer Kategorien, die dann nicht nur durch die Beschaffenheit der Gegenstände determiniert ist, sondern auch, gegebenenfalls, durch eine Vielzahl innersprachlicher Faktoren – durch die morphologische Form, durch die phonologische Form, durch die Relationen der entsprechenden Wörter mit anderen Bestandteilen des Lexikons, usw. Wenn dem so ist, muss die Struktur der lexikalischen Kategorien, wie sie im Rahmen verschiedener empirischer Untersuchungen erscheinen kann, als Ergebnis mehrerer Kategorisierungsprozesse entschlüsselt werden, von denen jedem einer dieser Faktoren zugrunde liegt. Dabei sind Konflikte zwischen verschiedenen Kategorisierungsprozessen nicht von vornherein auszuschließen. Sie widerspiegeln sich möglicherweise in Fällen, die dem Forscher auf den ersten Blick problematisch erscheinen, und die wir keineswegs als ‚eindeutig falsch' (Rosch 1975a: 578)) außer Acht lassen möchten. Ein Beispiel: Wenn ‚Hustensaft' von einer Testperson zu den Getränken gerechnet wird, so betrachten wir es nicht definitiv als einen Irrtum oder einen Witz, sondern eher als eine mögliche Konsequenz der morphologischen und phonologischen Ähnlichkeit dieses Kompositums mit anderen Komposita (Orangensaft, Apfelsaft, usw.).

1.2 Prototypentheorie vs. ‚artistotelische Kategorisierung'

Die aus den eben erwähnten Arbeiten hervorgegangene Konzeption der Kategorien wird oft einer ‚aristotelischen Kategorisierung' entgegengestellt. Die aristotelische Kategorisierung zeichnet sich bekanntlich durch mindestens drei Merkmale aus: (i) die Zugehörigkeit zu einer Kategorie erfolgt auf der Grundlage von notwendigen und hinreichenden Kriterien, (ii) jede Kategorie hat klare Grenzen; (iii) jedes Element einer Kategorie hat denselben Status wie jedes andere (vgl. u.a. Taylor 1995: 22 ff.). Demgegenüber können die Grundannahmen der Prototypentheorie folgendermaßen charakterisiert werden (vgl. Dubois 1991: 34): (i) die Kategorien sind nicht unabhängig voneinander zu verstehen, sondern als Bestandteile einer taxonomischen Hierarchie, (ii) innerhalb dieser Hierarchie entspricht das ‚Basislevel' einem kognitiven Optimum, (iii) innerhalb einer Kategorie haben nicht alle Elemente denselben Status, einige sind ‚bessere' Vertreter der Kategorie als andere, man kann sie also auf einer Typikalitätshierarchie einordnen.

Wir wollen uns hier mit drei Aspekten der Problematik der Kategorisierung beschäftigen, mit der Frage der Grenzen einer Kategorie, mit der Typikalitätshierarchie und mit den Zugehörigkeitskriterien.[3]

2 Zur Frage der Grenzen einer Kategorie

Was die Grenzen einer Kategorie angeht, so müsste strikt unterschieden werden zwischen dem, was sich auf der Ebene des einzelnen Sprechers zu dem Zeitpunkt der Kategorisierung abspielt, und dem statistischen Ergebnis der Kategorisierungsoperationen einer Gruppe von Testpersonen.

Wenn jemand vor der Frage steht, ob ein Element e der Kategorie K zugesprochen werden soll oder nicht (und dies gilt nicht nur bei der Produktion von Sprache), hat er die Wahl zwischen drei Möglichkeiten: Entweder akzeptiert (und vollzieht) er die Kategorisierung von e in K, oder er lehnt sie ab, oder aber er weicht (durch welche Mittel auch immer) der Frage aus. Ein Beispiel: Braucht man in einer Äußerung die Pluralform eines Substantivs wie ‚Hund', muss man sich auf jeden Fall für eine bestimmte Form entscheiden. Produziert man

[3] Zu anderen Aspekten der Prototypentheorie, vgl. u.a. Rastier 1991: 179ff., zur Frage des Basislevels, vgl. u.a. Kleibner 1997.

‚Hunde', heißt es, dass ‚Hund' einer bestimmten Pluralklasse zugesprochen wird: Der einzelne Sprecher (oder allgemeiner der kategorisierende Mensch) kann nicht gleichzeitig zwei Formen produzieren, d.h. ‚Hund' gleichzeitig in zwei einander ausschließende Pluralkategorien einordnen. Zwar kann der Sprecher zögern, bevor er sich für eine bestimmte Kategorisierung entscheidet, er kann auch eine bereits vollzogene Kategorisierung rückgängig machen, indem er eine neue produziert, die die vorherige annulliert, er kann dem Problem ausweichen, indem er seine Äußerung anders formuliert. Der Gesprächspartner kann auch die eben gehörte Form ablehnen und dem Sprecher eine andere vorschlagen. Zwei unterschiedliche Sprecher können unterschiedliche Antworten auf ein bestimmtes Kategorisierungsproblem geben. Wenn aber eine Kategorisierungsoperation zu einem bestimmten Zeitpunkt von einem bestimmten Sprecher vollzogen wird, dann hat das Ergebnis nichts mit Gradualität zu tun. In diesem Sinne sind solche Kategorien durchaus 'aristotelische' Kategorien, d.h. sie haben völlig klare Grenzen.

Ein anderes Beispiel, das uns den Untersuchungen Roschs wieder annähern wird: Wenn Testpersonen aufgefordert werden, Elemente einer Kategorie aufzulisten, dann entsteht ein Text, dessen Wörter nicht mehr oder weniger der gegebenen Kategorie angehören. Wenn für die Kategorie der ‚Möbel' ein einzelner Sprecher ‚Sarg' nennt und für die Kategorie ‚Getränke' ein anderer „Hustensaft' nennt, so sind es nach diesem Gesichtspunkt genauso Elemente der Kategorie wie ‚Tisch' in der Kategorie der Möbel oder ‚Cola' in der der Getränke. Auch hier erweisen sich die Grenzen der Kategorie als absolut eindeutig: Die Frage der Kategorien*zugehörigkeit* ist keine Frage der Gradualität, was freilich bei weitem nicht bedeutet, dass für alle Elemente derselbe Status *innerhalb* der Kategorie angenommen werden müsste: Das Problem der Grenzen einer Kategorie und das ihrer inneren Struktur müssten demnach auseinandergehalten werden.

Es ergibt sich ein ganz anderes Bild, wenn man die Ergebnisse verschiedener Kategorisierungsoperationen zusammenfasst, seien es die eines einzelnen Sprechers zu verschiedenen Zeitpunkten oder die mehrerer Sprecher. Experimentelle Untersuchungen zu einzelnen Kategorien, bei denen Testpersonen aufgefordert werden, in einer begrenzten Zeit Elemente einer Kategorie aufzulisten, liefern dafür brauchbares empirisches Material. Es ist nicht erstaunlich, dass nicht alle Elemente von allen Sprechern genannt werden, und aus einer Frequenzanalyse können sich durchaus relevante Unterschiede zwischen den verschiedenen Elementen ergeben. Dass z.B. über 85 Prozent der Sprecher bei den ‚Möbeln' ‚Stuhl', ‚Schrank', ‚Tisch' und ‚Bett' nennen, und nur unter zwei Prozent Gegenstände wie ‚Schuhschrank', ‚Wickeltisch' oder ‚Barhocker', zeigt, dass die Grenzen der Kategorie, wie sie im Rahmen dieser Untersuchung erstellt werden können, von Sprecher zu Sprecher variieren. Nimmt man an, dass solche Unterschiede mit dem innerkategorialen Status dieser Elemente – auf welcher Ebene auch immer – zu tun haben, so kann eine quantitative Analyse der Listen einer Gruppe von Testpersonen durchaus wertvolle Indizien für die innere Struktur der Kategorie liefern, so wie sie innerhalb dieser Gruppe gilt. Ebenso ist die Analyse der Rangordnung der Wörter einer (von einem einzigen Sprecher produzierten) Wortliste aufschlussreich für die Art und Weise, wie er die Kategorie versteht und gebraucht. Die durchschnittliche Rangordnung der Wörter in den Listen einer Gruppe von Sprechern ermöglicht auch Rückschlüsse auf die Kategorien dieser Gruppe. Wenn aber ein Element eine niedrigere durchschnittliche Rangordnung hat als ein anderes oder auch von weniger Sprechern genannt wird, heißt das nicht, dass es der Kategorie weniger angehören würde. Die Problematik der Kategorisierung ist eine andere als die der ‚fuzzy logic'.

3 Typikalität und Prototypikalität

Im Gegensatz zur ‚aristotelischen' Kategoriendefinition besteht eine der Grundannahmen der Prototypentheorie in der Auffassung, dass alle Elemente einer Kategorie nicht denselben Status haben. Im Anschluss an diese Konzeption wird auch eine Typikalitätshierarchie angenommen, in der die typischsten Elemente als ‚Prototypen' bezeichnet werden, wobei ‚prototypisch' eine Art Superlativform von ‚typisch' ist. Es fragt sich nun, wie man eine solche Typikalitätshierarchie aufstellen kann und welche Eigenschaften und Faktoren sie reflektiert. D.h., das Problem der Typikalität ist untrennbar verbunden mit der Frage der Verfahren, die man zur Analyse der inneren Struktur der Kategorien heranziehen kann.

Zu diesen Verfahren zählen die Auflistung der Eigenschaften von Elementen einer Kategorie durch die Sprecher (vgl. z.B. Rosch 1975a und b), die Bemessung der Zeit, die Testpersonen benötigen, um auf Fragen nach der Kategorienzugehörigkeit von Elementen zu antworten, die Produktion von Wörtern, die Elemente einer Kategorie bezeichnen, wobei die Rangordnung der genannten Wörter in einer solchen Liste und die token-Frequenz dieser Wörter als Typikalitätskriterien interpretiert werden, die Urteile der Sprecher darüber, ob ein Element ein ‚gutes' Element der Kategorie ist (Goodness-of-Example-Urteil), usw. Darüber hinaus seien auch die detaillierten Untersuchungen Dubois, 1985 zur Verwendung der Namen der Kategorien und ihrer Elemente in sprachlichen Kontexten erwähnt.

Wir können hier nicht im Detail auf alle denkbaren Verfahren eingehen und beschränken uns auf kritische Betrachtungen zur Produktion von Wortlisten und zu den GOE-Urteilen. Es wird allgemein angenommen, dass die Ergebnisse dieser vielfältigen Untersuchungen miteinander korrelieren. Cruse (2000: 133-134) z.B. meint, dass „es viele Argumente gibt, die darauf schließen lassen, dass Prototypikalität, so wie sie anhand der GOE-Urteile bemessen wird, strikt mit anderen Aspekten des kognitiven Verhaltens korreliert. Solche Korrelationen werden gewöhnlich prototypische Effekte genannt."[4]

3.1 Produktion von Wortlisten

In solchen Tests werden die Sprecher aufgefordert, in einer begrenzten Zeitspanne die Elemente einer Kategorie in der Reihenfolge aufzulisten, wie sie ihnen einfallen. Da nicht alle Wörter gleichzeitig geschrieben werden können, entsteht also für jede Testperson eine geordnete Liste.

Solche Tests ermöglichen eine doppelte Auswertung. Zum einen kann man statistisch ermitteln, welche Wörter in der getesteten Gruppe am meisten vorkommen und sie also nach ihrer token-Frequenz ordnen. Zum zweiten kann man sie nach ihrem durchschnittlichen Rang in den einzelnen Listen ordnen. Aber obwohl wir es hier mit zwei grundverschiedenen Bemessungen zu tun haben, lässt sich feststellen, dass die Hierarchien, die man auf diese Weise gewinnen kann, zumindest partiell (wenn auch nicht vollständig) übereinstimmen. Vgl. folgende Tabelle, in der für jede Kategorie die fünf Wörter mit der höchsten durchschnittlichen Rangordnung stehen, und in Klammern ihr Wert in der token-Frequenz-Hierarchie.

[4] Dieselbe Konvergenz dieser mannigfaltigen Erscheinungen bzw. Untersuchungen wird auch in den Natürlichkeitstheorien postuliert, ohne dass aber unseres Wissens eine solche Annahme durch detaillierte Untersuchungen überprüft worden wäre (vgl. Mayerthaler 1981, Poitou 1984). Partielle Untersuchungen über den Erwerb der Pluralmorphologie zeigen aber, dass die Entwicklung keineswegs gradlinig ist – etwa von prototypischeren Formen (wie man sie auch definieren mag) zu weniger prototypischen, sondern eher in verschiedenen Etappen, in denen jeweils ein Allomorph zuerst übergeneralisiert wird, bevor es dann zugunsten eines anderen zurücktritt.

Werkzeuge	Sportarten	Blumen	Möbel	Obst
Hammer (1)	Fußball (1)	Rose (1)	Stuhl (1)	Apfel (1)
Schraubenzieher (2)	Tennis (3)	Tulpe (3)	Tisch (3)	Banane (2)
Nagel (4)	Basketball (2)	Gänseblümchen (2)	Schrank (2)	Birne (3)
Säge (3)	Volleyball (5)	Nelke (5)	Bett (4)	Orange (4)
Zange (5)	Handball (6)	Vergissmeinnicht (4)	Sessel (5)	Kirsche (7)

Gemüse	Berufe	Bäume	Kleidung	Getränke
Kartoffel (1)	Lehrer (1)	Eiche (1)	Hose (3)	Cola (1)
Tomate (3)	Polizist (2)	Birke (4)	Pullover (1)	Wasser (3)
Möhre (2)	Arzt (3)	Fichte (3)	T-Shirt (2)	Fanta (4)
Blumenkohl (8)	Tischler (8)	Tanne (2)	Jeans (7)	Sprite (5)
Salat (6)	Müllmann (6)	Buche (5)	Hemd (4)	Bier (2)

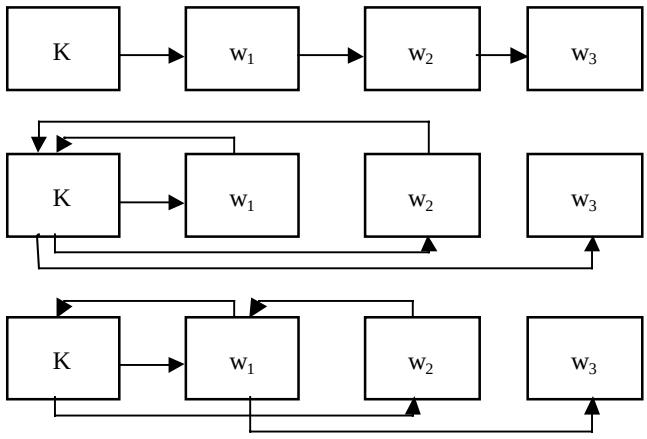
Und dies nicht ohne Grund: Da den Testpersonen für den Test nur eine begrenzte Zeit zur Verfügung steht, können sie nur die Wörter nennen, die ihnen als erste einfallen, daher eine weitgehende Korrelation zwischen der Rangordnung und der token-Frequenz. Interessant wären aber auch feststellbare Diskrepanzen zwischen den Ergebnissen dieser beiden Verfahren.[5].

Mit diesen beiden Verfahren lässt sich aber auf jeden Fall die Ungleichheit der Elemente einer Kategorie feststellen und bemessen – und zwar auf der Ebene der gesamten Gruppe der Testpersonen. Diese Ungleichheit ist die direkte Konsequenz der Art und Weise, wie jeder einzelne Sprecher die Kategorie versteht und strukturiert. Durch eine solche quantitative Analyse lassen sich also qualitative Unterschiede herauslesen, die man zwar als unterschiedliche Typikalitätsgrade bezeichnen kann (vgl. z. B. Cruse (1990: 384): „Es stellt sich heraus, dass die prototypischen Vertreter einer Kategorie schneller zugänglich sind und schneller produziert werden als periphere Elemente." Dass die Elemente einer Kategorie für die getesteten Sprecher *irgendwie* nicht die gleiche Relevanz haben, sagt aber nicht sehr viel aus über die *Gründe* dieser unterschiedlichen Relevanz, und ihres unterschiedlichen Status innerhalb der Kategorie.

Hinzukommt ein zweites Problem: Wenn ein Sprecher die Elemente einer Kategorie nennen soll „in der Reihenfolge, wie sie ihm einfallen", so entsteht als Erstes eine direkte Verbindung zwischen dem ihm vorgegebenen Namen der Kategorie (K) und dem ersten Wort (w_1), das er in die Liste schreibt. Das zweite Wort (w_2) kann aber sowohl an K anknüpfen als auch an w_1 auf der Basis einer freien Assoziation, die Eigenschaften von w_1 und w_2 involviert, und beim dritten Wort (w_3) bestehen drei Möglichkeiten der Verknüpfung (mit K, w_1 und w_2), usw. Je weiter man in der Liste geht, desto zweifelhafter ist die direkte Verbindung zu K. Zwar müssen alle Wörter Vertreter der Kategorie K sein (wenn der Sprecher sich an das Protokoll

[5] Beispiel einer solchen Diskrepanz: 'Red Bull' in der Kategorie der Getränke. In der token-Frequenz-Hierarchie steht es erst im 18. Rang, seine durchshnittliche Rangordnung in den individuellen Listen ist aber 7,14. Auffallend ist weiter, dass es von 4 Sprechern (8 % des getesten Gruppe) als erstes Getränk genannt wird. Dies lässt sich mit Hypothesen über die Erfahrungen der Sprecher erklären. Die Untersuchungen wurde durchgeführt zur gleichen Zeit wie eine massive Werbungskampagne zugunsten dieses damals neuen Getränks. In dieser Hinsicht wären statistische Untersuchungen zu den Kategorien auch kein ungegeignetes Mittel, um den Einfluss der Werbung zu messen.

hält), sie können aber durchaus auf Grund freier Assoziationen mit dem einen oder dem anderen der bereits genannten Wörter entstehen; vgl. folgende Tabelle.



Dass verschiedene Wege zur Produktion der einzelnen Elemente führen können, schlägt sich zum Teil in der immer größeren Vielfalt der genannten Wörter nieder, je mehr man sich von K entfernt. Kommen z.B. in den etwa 50 Listen der ‚Werkzeuge' 7 verschiedene Wörter als w_1 vor, so sind es im fünften Rang 3,5-mal mehr.

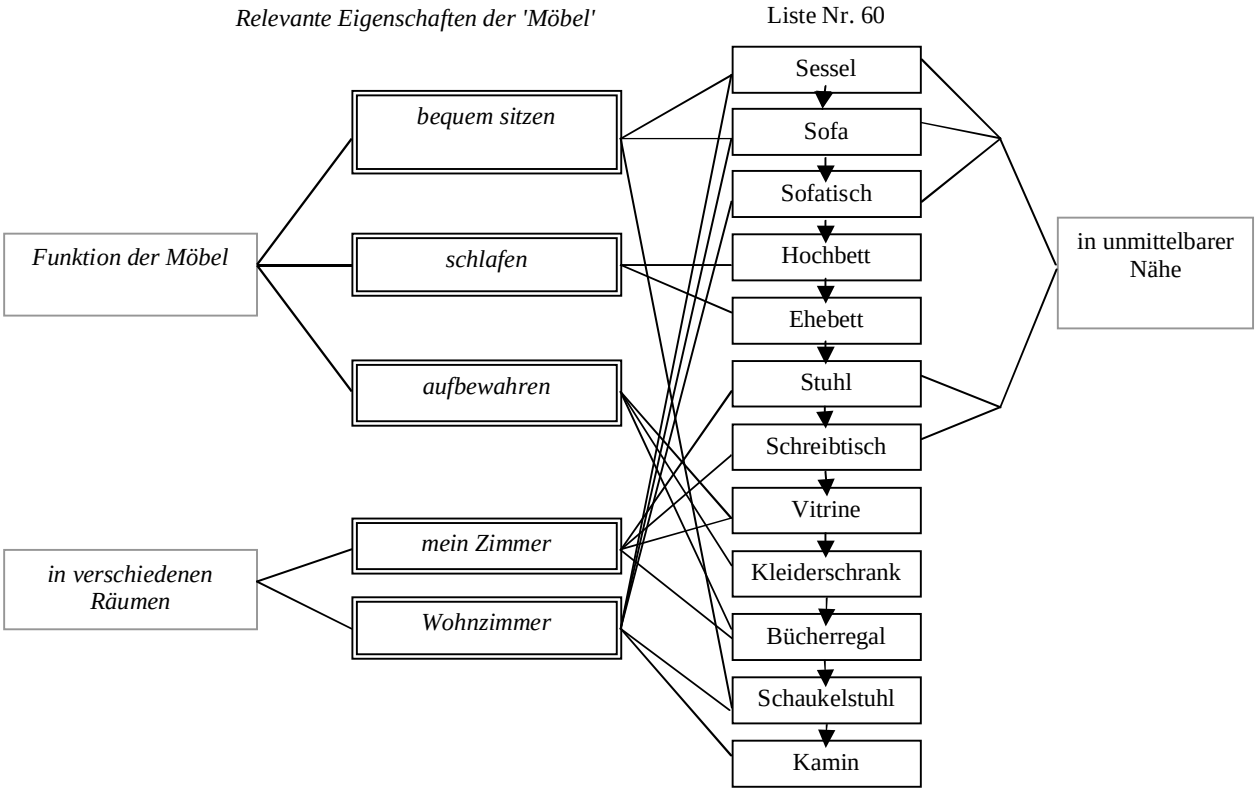
K	Werkzeuge	Getränke	Kleidung	Blumen	Obst	Gemüse	Bäume	Sportarten	Berufe
w_1	7	10	12	18	17	16	17	19	27
w_2	12	15	15	23	13	18	16	18	31
w_3	17	17	20	28	20	25	19	21	38
w_4	21	24	21	38	25	25	28	17	38
w_5	24	28	26	38	32	25	26	26	35

Die Detailuntersuchung einzelner Listen untermauert dieselbe Hypothese. Wenn sich z.B. in einer Möbelliste hintereinander ‚Sessel', ‚Sofa' und ‚Sofatisch' befinden, so kann man vermuten, dass ‚Sofa' direkt an ‚Sessel' anknüpft (weil es ein gemeinsames semantisches Merkmal besitzt) und ‚Sofatisch' direkt an ‚Sofa', usw.[6], genauso im Falle der Kontinuität von ‚Ehebett' und ‚Hochbett'. Dies hat zwei Folgen: Zum einen verliert die Hypothese einer gradlinigen Typikalitätshierarchie als Grundstruktur der Kategorie an Plausibilität. Zum zweiten erweist sich die Detailuntersuchung der individuellen Listen und insbesondere der Kontiguitäten zwischen verschiedenen Wörtern als ein geeignetes Mittel, um die Faktoren herauszustellen, die die Kategorie strukturieren, d.h. letztendlich definieren.

Ein solches Herangehen an die Struktur der Kategorie können wir mit der Analyse einer individuellen Möbelliste veranschaulichen. Eines müssen wir aber vorausschicken: Die Analyse der semantischen Verwandtschaft zweier Wörter setzt Hypothesen über die außersprachliche Realität voraus, der sie entsprechen, so wie sie vom betreffenden Sprecher erlebt wird. Wenn wir z.B. Sessel, Sofa, Sofatisch, Schaukelstuhl und Kamin als

[6] In derselben Liste lassen sich andere Beispiele anführen; vgl. die Kontiguität von 'Ehebett' und 'Hochbett', von 'Stuhl' und 'Schreibtisch', von 'Vitrine', 'Schrank' und 'Bücherregal'. Auf die Problematik solcher Kontiguitäten und ihrer Bedeutung im Hinblick auf die Struktur der Kategorie gehen wir weiter unten näher ein.

Wohnzimmer-Möbel analysieren, so gehen wir von Hypothesen über die Umwelt (und insbesondere über die Wohnung) der Sprecher aus, die zwar nicht unplausibel sind, leicht aber durch eine genauere Kenntnis der außersprachlichen Realität, auf die sich der Sprecher bezieht, widerlegt werden könnten.



Wenn solche Untersuchungen stichhaltig sind, dann fragt es sich, was von der Hypothese einer Typikalitätshierarchie bestehen bleibt! Auf jeden Fall aber liefern die ihr zugrunde liegenden quantitativen Analysen einige Evidenzen dafür, dass die Elemente einer Kategorie nicht gleichwertig sind. Und zweitens gilt eine solche Hierarchisierung um so mehr, als die Wörter nah hinter dem Namen der Kategorie stehen. Dies entspricht auch geläufigen Sprecherintuitionen: Unter den Getränken z.B. ist es nicht verwunderlich, dass Cola für einen 13-jährigen Schüler eine andere Bedeutung hat (d.h. einen anderen Stellenwert innerhalb der Kategorie) als Whisky oder Wodka. Interessant ist aber ferner, dass die Eigenschaften, die für Cola charakteristisch sind, die Kategorie als Ganzes strukturieren: Es gibt colaartige Getränke (Fanta, Sprite, usw.) und andere, woraus sich eine Subkategorisierung herausbildet.

3.2 Goodness-of-example-Urteil

Das Goodness-of-example-Urteil ist auch ein oft verwendetes Verfahren zur Untersuchung der Typikalitätshierarchie einer Kategorie, bei dem Sprecher aufgefordert werden, auszusagen, ob ein ihnen gezeigtes Element mehr oder weniger ‚typisch' für die Kategorie ist. Abgesehen davon, dass eine solche Anweisung die Realität einer solchen Hierarchie voraussetzt (vgl. dazu Schmid 2000: 34 ff. und zur Kritik an dieser Voraussetzung Rastier 1991), können solche Urteile nur als oberflächliche Erscheinungen verstanden werden, deren Hintergründe zu erforschen wären, wie Lakoff (1987: 56) bemerkt. Cruse (1990: 385) geht einen Schritt weiter in dieser Richtung, indem er mindestens drei Dimensionen der Zentralität annimmt: die Wohlgeformtheit (ein Vogel mit nur einem Bein sei weniger wohlgeformt als einer mit zwei Beinen), die Typikalität (typischer seien die, die vor allem geläufige Eigenschaften und keine relevante ungewöhnliche; z.B. ist eine Amsel für Engländer

typischer als ein Adler – schon wegen der Größe dieser beiden Vogelarten) und die Qualität („ein Smaragd wird höher bewertet, je tiefer und leuchtender seine Farbe ist").

Diese Unterscheidungen, die nur die Eigenschaften der bezeichneten Gegenstände betreffen, könnten sich auf zwei unterschiedliche Parameter zurückführen lassen. Das eine wäre der ‚Gebrauchswert': Ein Vogel, dem ein Bein fehlt, kann nicht mehr so gut gehen wie andere Vögel. Das zweite wäre die Geläufigkeit und ihr Gegenpol, die Außergewöhnlichkeit. Kleine Vögel sind in unseren europäischen Ländern geläufiger als größere wie der Adler, daher assoziieren die Sprecher meistens ein Merkmal [klein] mit dieser Tierart; d.h., Typikalität kann man hier als das qualitative Pendant zur Frequenz verstehen. Wenn aber ein fehlerloser Smaragd höher bewertet wird als ein anderer, so hieße es umgekehrt, dass hier nicht die Geläufigkeit entscheidend wirkt, sondern die Außergewöhnlichkeit, die ja mit einer niedrigen Frequenz korreliert. Freilich wären diese Überlegungen zu vertiefen, wobei zweifellos weitere Faktoren herangezogen werden müssten. Es stellt sich aber heraus, dass ein GOE-Urteil nicht nur auf unterschiedlichen, sondern auch auf entgegengesetzten Faktoren beruht. Daraus folgt zwar nicht, dass eine genaue Untersuchung der inneren Struktur der Kategorien auf ein solches Verfahren verzichten müsste. Es ermöglicht einen *ersten*, durchaus relevanten Einblick in den unterschiedlichen Status der Elemente derselben Kategorie, sagt aber nichts aus über die Faktoren, aus denen sich die Struktur der Kategorie ergibt. Und diese Faktoren sind wahrscheinlich weitaus vielfältiger als bisher angenommen. Es ist schwer annehmbar, dass sie sich auf die perzeptuelle Seite der Gegenstände beschränken (z.B. haben die Hintergründe einer Typikalitätshierarchie in der Kategorie der Getränke sehr wahrscheinlich wenig zu tun mit dem bloßen Aussehen der Getränke, sondern eher mit dem Verhältnis der Sprecher zu ebendiesen Getränken. Und – nicht zu vergessen! – es geht hier nicht um die Kategorisierung von *Gegenständen*, sondern um die Handhabung sprachlicher Einheiten, mit ihrer Inhaltsseite (was die Beziehungen zwischen verschiedenen Wörtern mit einschließt) und ihrer (phonologischen und morphologischen) Formseite.

4 Notwendige bzw. hinreichende Kriterien

4.1 Grundsätzliche Annahmen

Wir gehen davon aus, dass Kategorisierung auf der Basis eines Vergleichs zwischen dem zu kategorisierenden Element e_1 und einem anderen Element e_2 erfolgt, sei es ein abstraktes Muster (das vorläufig als Bündel von relevanten Merkmalen verstanden wird) oder ein bereits kategorisiertes Element derselben Art. Dies ist freilich eine extrem vereinfachte Auffassung des Kategorisierungsprozesses, die an die Grenzen der Komponentenanalyse stößt. Es ist uns klar, dass die Repräsentation eines Gegenstandes (ob sprachlich, ob außersprachlich) nicht auf eine Sammlung ungeordneter Merkmale reduziert werden darf: Zwischen den verschiedenen Merkmalen bestehen relevante Relationen, und die relevanten Merkmale wären eher als Antworten auf Fragen zu verstehen, die sich der Sprecher in Bezug auf sie stellt (vgl. dazu Grunig & Grunig 1985). Auf jeden Fall aber erfordert die Analyse des Kategorisierungsprozesses die Zerlegung der in Frage kommenden Gegenstände in Merkmale.

Es ist auch klar, dass jeder Kategorisierungsprozess vom Kontext mitdeterminiert wird. Wie Vrignaud (1999: 83) bemerkt, werden zwei einzelne Chinesen in Stockholm auf der Straße als ähnlicher beurteilt als zwei Chinesen in Peking…

Grundsätzlich aber beruht Kategorisierung auf einem Urteil über die Ähnlichkeit der miteinander verglichenen Elemente (vgl. Thibaut 1997, Poitou 1999). Für die Annahme, dass im Kategorisierungsprozess hinreichende Bedingungen und nicht notwendige im Spiel sind, scheint es uns mehrere Evidenzen zu geben.

(i) Nimmt man notwendige Bedingungen an, so erweist sich die Gründung einer neuen Kategorie als unmöglich. Eine neue Kategorie kommt zum Vorschein, wenn zwei miteinander verglichene Elemente, von denen jedes bereits einer anderen Kategorie angehören mag, als hinreichend ähnlich betrachtet werden, um die Gründung einer neuen Kategorie zu erfordern. Notwendige Bedingungen könnten frühstens erst dann gelten, wenn die entsprechende Kategorie bereits existiert und definiert ist.

(ii) Was die Zuordnung zu einer bereits bestehenden Kategorie angeht, so stellt sich die Frage anders. Das zu kategorisierende Element wird mit einem anderen (konkreten oder abstrakten) bereits kategorisierten Element verglichen. Ihre Merkmalmatrizen können sich mehr oder weniger decken. Theoretisch können sie gar kein gemeinsames Merkmal aufwiesen (warum würde man sie aber dann miteinander vergleichen?), oder sie können auch völlig übereinstimmen. Ähnlichkeit ist eine Art Kontinuum zwischen diesen beiden hypothetischen Polen, zwischen 1 und 0. Die Kategorisierung von e_1 wie e_2 erfolgt ab einem bestimmten Punkt auf diesem Kontinuum, was aber nicht besagt, ob Kategorisierung auf der Basis von hinreichenden oder von notwendigen und hinreichenden Bedingungen erfolgt. Den Unterschied können wir am bekannten Beispiel des Wals zeigen. Wenn der Wal zur Kategorie der Fische gerechnet wird (vgl. die volkstümliche Bezeichnung ‚Walfisch'), dann deshalb weil (a) Wale genauso wie Fische im Wasser leben, (b) im Wasser zu leben eine relevante Eigenschaft der Fische ist und (c) diese Eigenschaft als hinreichende Bedingung für die Zuordnung zur Kategorie der Fische gerechnet wird (und dies wiederum weil (b)). Wenn diese Kategorisierung abgelehnt wird, dann deshalb, weil (a) man dieselbe Eigenschaft als nicht hinreichend betrachtet und (b) weil man weiß, dass der Wal anatomische Eigenschaften besitzt, die er mit bekannten Säugetieren (d.h. mit Tieren, die schon als Säugetiere kategorisiert sind) teilt und (c) weil man diese anatomischen Eigenschaften als relevanter für die Kategorisierung der Tiere betrachtet als ihre biologische Umwelt. – Im Grunde werden Bedingungen nur dann notwendig, wenn sie bewusst als solche reflektiert werden – was natürlich in erster Linie für die *wissenschaftliche* Kategorisierung gilt. In den meisten Fällen ist aber Kategorisierung ein *unbewusster* Prozess. Und weil sie unbewusst erfolgt – und in verschiedenen Kontexten – können die Grenzen einer Kategorie von Sprecher zu Sprecher, von Zeitpunkt zu Zeitpunkt variieren.

4.2 Hinreichende Bedingungen und junggrammatische Analogie

Die Annahme, dass bei der Kategorisierung nur hinreichende Bedingungen im Spiel sind, erinnert an das junggrammatische Konzept der Analogie, und selbst wenn kein erkenntnistheoretischer Zusammenhang zwischen beiden Konzepten besteht, so sind deren Berührungspunkte so auffallend, dass ein kritischer Vergleich ratsam erscheint.

Zuerst sei bemerkt, dass der junggrammatische Analogieprozess im Unterschied zu den Lautgesetzen als ein psychischer Prozess verstanden wird. Daher einerseits die Regelmäßigkeit der diachronen phonetischen Veränderungen (weil sie physiologisch determiniert sind) und die postulierte Unregelmäßigkeit der analogischen Prozesse (selbst wenn sie in morphologischen Paradigma oft zu Verminderung der morphologischen Irregularität führen). Analogie beruht auf der gegenseitigen Attraktion der Wörter (wobei das Konzept der Analogie *a priori* nicht nur für morphologische Veränderungsprozesse gilt):

> [die einzelnen Wörter] attrahieren sich […] in der Seele, und es entstehen dadurch eine Menge grösserer oder kleinerer Gruppen. Die gegenseitige Attraktion beruht immer auf einer partiellen Übereinstimmung des Lautes oder der Bedeutung oder des Lautes und der Bedeutung zugleich. Die einzelnen Gruppen laufen nicht allein gesondert neben einander her, sondern es gibt grössere Gruppen, die mehrere

> kleinere in sich schliessen, und es findet eine gegenseitige Durchkreuzung der Gruppen statt. (Paul 1920: 106)

Daher die bekannten Proportionengleichungen. Man bildet z.B. eine morphologische Form nach einem Muster, das wegen der Ähnlichkeit der zu flektierenden Grundform mit der Grundform basiert, die dem Muster entspricht (führen: führer: führung = erziehen: erzieher: erziehung; arme: armes: arme = fisch: fisches: fische). Dabei ist es für Paul „ganz gleichgültig, ob dabei etwas herauskommt, was schon früher in der Sprache üblich gewesen ist, oder etwas vorher nicht Dagewesenes." (Paul 1937: 110): Kategorisierung (denn darum geht es ja!) und Rekategorisierung sind psychologisch nicht zwei anderswertige Prozesse, sie unterscheiden sich letztendlich nur durch die unterschiedliche Rolle des Gedächtnisses: „*Reproduction* aus dem *gedächtnis* und *neubildungen durch* combination sind dabei, dürfen wir wol sagen, gleich mächtige factoren." Paul (1877: 324)

Nach diesem Prinzip entstehen Gruppen (d.h. Kategorien!), deren Struktur Paul folgendermaßen beschreibt:

> Die Gruppierung vollzieht sich um so leichter und wird um so fester einerseits, je grösser die Übereinstimmung in Bedeutung und Lautgestaltung ist, andererseits, je intensiver die Elemente eingeprägt sind, die zur Gruppenbildung fähig sind. (Paul 1937: 109).

Jedoch wäre es zweifellos fehl am Platze, die Junggrammatiker als Vorreiter der Prototypentheorien zu deklarieren. Abgesehen von den unterschiedlichen, bereits genannten erkenntnistheoretischen Grundlagen besteht unseres Erachtens der Hauptunterschied darin, dass sich die junggrammatische Analogie an sich nicht als eine Theorie der kategorialen Struktur versteht, sondern nur als eine Theorie der Produktion von Wörtern durch den einzelnen Sprecher. Zu Recht bemerkt Paul, dass sich diese psychischen Prozesse „in Einzelgeistern [vollziehen] und nirgendwo sonst". Die Konsequenz davon ist aber, dass sich die Junggrammatiker auf die Feststellung beschränken, welche Analogiebildungen von einzelnen Sprechern vollzogen werden und welche von der jeweiligen Sprachgemeinschaft angenommen werden, was also jeweils zur Veränderung der Sprache führt. Weil sie psychische Prozesse sind, unterliegen Analogiebildungen für Junggrammatiker mehr oder weniger dem Zufall. Es gibt nicht nur keinen Gesamtplan, nach dessen Realisierung die einzelnen Sprecher streben würden (Vendryès 1986: 182), Analogiebildungen werden grundsätzlich durch kein Gesetz determiniert. Und darin besteht ja der Hauptunterschied zu den gegenwärtigen Kategorisierungstheorien, denen es in erster Linie darum geht, die Auswirkungen der einzelnen kognitiven Prozesse auf die Struktur der daraus resultierenden Kategorien zu erforschen und möglichst zu modellieren.[7]

4.3 Kategorisierung und Prototypen

Die Annahme, dass Kategorisierung auf der Grundlage von hinreichenden Bedingungen erfolgt, führt uns zu einer Definition des Prototyps, die zwei Arten von Eigenschaften involviert: die kategoriale Eigenschaft k_i, die für alle Elemente einer Kategorie K_i gilt, und die Eigenschaften $[p_1]$, … $[p_j]$, … $(p_n]$, die für die Kategorisierung eines Elements in K_i

[7] In diesem Zusammenhang muss auch auf die von Wolfgang Ullrich Wurzel (1984) im Bereich der Flexionsmorphologie entwickelten 'Natürlichkeitstheorie' hingewiesen werden. Der Begriff der Kopplung morphologischer Eigenschaften an außermorphologische Eigenschaften ist auch, einige Jahre vor den Ansätzen der Prototypentheorie, eine Aufarbeitung und Weiterentwicklung des junggrammatischen Analogiebegriffes, selbst wenn der Begriff der Natürlichkeit aus einer kritischen Analyse des Markiertheitsbegriffs innerhalb der generativen Phonologie entstanden ist. Vgl. dazu u.a. Poitou 1990, 1992, 1994, 1997, 1999, 2000.

bestimmend und hinreichend sind. Ein Prototyp ist eine solche Assoziation $[k_i]$ & $[p_j]$, dass ein Element, das $[p_j]$ aufweist, in K_i kategorisiert werden *kann*: $proto_x = [k_i]$ & $[p_j]$.

Gleich drei Bemerkungen:

(i) Die Eigenschaften, die die Kategorisierung in einer bestimmten Kategorie auslösen, müssen nicht alle dieselben sein. Wenn z.B. zwei Elemente e_1 und e_2 der Kategorie K_i angehören, und wenn e_1 die Eigenschaft $[p_1]$ aufweist und e_2 $[p_2]$, dann sind zwei Prototypen denkbar: $proto_1 = [k_i]$ & $[p_1]$ und $proto_2 = [k_i]$ und $[p_2]$, auf Grund deren alle Elemente, die entweder $[p_1]$ oder $[p_2]$ aufweisen, in K_i kategorisiert werden *können*.

(ii) Die Kategorisierung nach einem bestimmten Prototyp in einer bestimmten Kategorie ist nie notwendig. Nehmen wir wiederum zwei Prototypen an – $proto_1 = [k_1]$ & $[p_i]$ und $proto_2 = [k_2]$ & $[p_i]$; jedes Element, das $[p_i]$ aufweist, kann entweder in K_1 oder in K_2 kategorisiert werden.

(iii) Nach dieser Auffassung können sehr wohl Kategoriserungskonflikte auftreten, bei denen die Kategorisierung eines Elements zwischen zwei oder mehr Kategorien schwanken kann.

Diese Definition des Prototyps als Auslöser des Kategorisierungsprozesses gilt für jeweils *ein* zu kategorisierendes Element. Der Einzelsprecher kann zwar parallel zwei Kategorisierungsprozesse vollziehen (und dies ist zweifellos der Fall bei der Handhabung komplexer Kategorien – insbesondere sprachlicher Kategorien), sie können aber getrennt analysiert werden.

5 Dynamik der Kategoriserungsprozesse und innere Struktur der Kategorien

Die dynamische Entwicklung der bestehenden Kategorien, so wie sie von den Sprechern gebraucht werden, entsprechen diesen Grundannahmen.

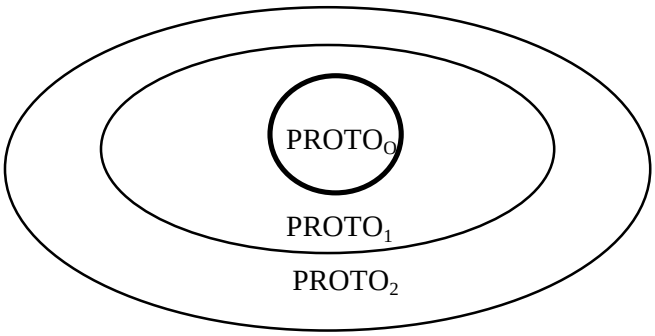
5.1 Aktivierung bestimmter Prototypen und Stabilisierung der Kategorien

Wenn das zu kategorisierende Element bereits kategorisiert worden ist, beruht dessen erneute Kategorisierung auf der Aktivierung eines bereits bestehenden Prototyps, was zur Stabilisierung und Verstärkung der entsprechenden Kategorie führt. Je mehr ein bestimmter Prototyp aktiviert wird, um so mehr kann dieser Prototyp für weitere Kategorisierungsprozesse verwendet werden. Darauf beruhen die Nützlichkeit der quantitativen Analysen und die zugrunde liegende Annahme einer Korrelation zwischen Frequenz und Memorisierung.

5.2 Demotivierung der Kategorienzugehörigkeit

Die Demotivierung einer Kategorie (und daher auch die mögliche Erweiterung ihres Umfangs) ist eine mögliche Konsequenz der Art und Weise, wie der Sprecher ein Element einer Kategorie zuweist. Genügen dabei nur hinreichende Bedingungen, so heißt es, dass ein Element nur *einige* der relevanten Eigenschaften der Elemente der betreffenden Kategorie aufweist. Nehmen wir an, in einem ersten Stadium gehören der Kategorie nur Elemente an, die die Eigenschaften $[p_j]$, $[p_k]$ und $[p_l]$ aufweisen. Wenn ein Element, dem $[p_l]$ fehlt, in derselben Kategorie kategorisiert wird, so ändern sich die Definition, die Struktur und der Umfang der Kategorie. Dem Prototyp p_0 wird ein zweiter, p_1, hinzugefügt, der an sich den ersten nicht unbedingt ersetzt.

$$proto_0 = [k_i] \,\&\, [p_j, p_k, p_l] > proto_1 = [k_j] \,\&\, [p_j, p_k] > proto_2 = [k_i] \,\&\, [p_j]$$



Die Folge ist die Entstehung einer Kategorie mit konzentrischer Struktur: mit einem Kern, der dem ersten Stadium der Kategorisierung entspricht, und einer Peripherie, und diese Kategorie kann wiederum um einen zweiten Ring erweitert werden.

Ein Beispiel dafür ist im Bereich der lexikalischen Semantik ein Typ semantischer Veränderung (Reduzierung des semantischen Inhalts und die damit verbundene Erweiterung der virtuellen Referenz); vgl. weiter unten die Analyse der Polysemie von ‚taub'.

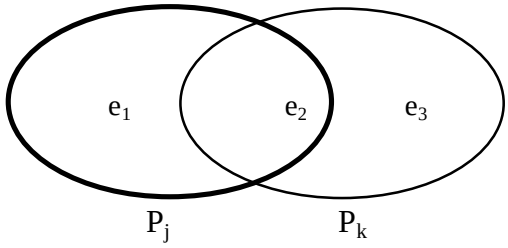
5.3 Remotivierung der Kategorienzugehörigkeit

Umgekehrt tritt Remotivierung ein, wenn der Prototyp, der für die Kategorienzuweisung fungierte, durch einen anderen ersetzt wird.

Nehmen wir wiederum zwei Elemente an, e_1 et $e_2 \in PROTO_0$, und für $PROTO_0$ gelten die beiden Eigenschaften $[p_i]$ et $[k_1]$. Nehmen wir weiter an, e_2 hat auch die Eigenschaft $[p_k]$. Es sei nun ein Element e_3 mit der Eigenschaft $[p_k]$. Eine Reanalyse der Bedingungen für die Kategorienzuweisung kann stattfinden, was die Entstehung eines neuen Prototyps $proto_1$ bedeutet:

$proto_0 = [p_j] \& [k_0] > proto_1 = [p_k] \& [c_j]$

Auf der Grundlage von $proto_0$ kann die Kategorisierung von e_3 in $PROTO_0$ nicht erfolgen, wohingegen sie auf der Grundlage von $proto_1$ durchaus möglich ist. Es entsteht also eine Kategorie die dann als Verkettung miteinander verbundener Unterkategorien erscheint. Charakteristisch für eine solche Struktur ist, dass zwei Elemente derselben Kategorie keine gemeinsame Eigenschaft haben müssen.



Ein typisches Beispiel ist im Rahmen der Flexionsmorphologie der Ausdehnung der Klasse der sogenannten schwachen Maskulina. Galt sie im frühen Mittelhochdeutschen vornehmlich für zweisilbige Maskulina auf -e, die Lebewesen bezeichneten (herre), so wurde dieser Flexionstyp nach und nach für längere Wörter verwendet, die zwar nicht mehr zweisilbig waren, aber die beiden Merkmale ‚belebt' und ‚Endung auf -e' aufwiesen (evangeliste) und außerdem Fremdwörter waren. Die Apokopierung dieser Wörter machte dieses zweite Merkmal überflüssig (> Evangelist), was die Ausdehnung der schwachen Flexion auf andere Fremdwörter, die Lebewesen bezeichneten, bewirkt, und von da aus auf andere Fremdwörter

mit der selben Endung (vgl. Poet, Planet; Konkurrent, Koeffizient, usw.). In all diesen Fällen handelt es sich um Substantive, die auf der vorletzten Silbe der flektierten Form betont sind. Dass dieses Merkmal aber nicht notwendig ist, beweisen schwach flektierte (bzw. flektierbare) Substantive wie ‚Ungar' oder ‚Augur', die wie die meisten schwachen Maskulina Lebewesen bezeichnen (vgl. Ausführlicheres in Poitou 1992 und Poitou 2000). Insgesamt also eine Kategorie mit innerer Kettenstruktur.

5.4 Typologie der inneren Struktur der Kategorien

So komplex die innere Struktur einer nach diesen Prinzipien entstandene Kategorie auch sein mag, so gilt auf jeden Fall, dass jedes Element mindestens ein gemeinsames Merkmal mit mindestens einem anderen Element besitzt, das bei der Kategorisierung als hinreichende Bedingung fungiert. Auf diesem Prinzip beruht das, was Wittgenstein treffend als Familienähnlichkeit bezeichnet hat[8]. Je nachdem, wie komplex die innere Struktur der Kategorie erscheint, kann man verschiedene Kategorientypen unterscheiden.

Homogene Kategorien liegen vor, wenn für alle Elemente der Kategorie die gleiche bzw. die gleichen hinreichenden Bedingungen gelten, was den Eindruck erwecken könnte, es handele sich hier um notwendige Bedingungen. Wie bereits bemerkt, kann aber von notwendigen Bedingungen ausschließlich im Rahmen eines bewussten Kategorisierungsverfahren gesprochen werden.

Einen zweiten Typ bilden *Kategorien mit konzentrischer Struktur*, in denen sowohl der Kern als auch die Peripherie homogen ist.

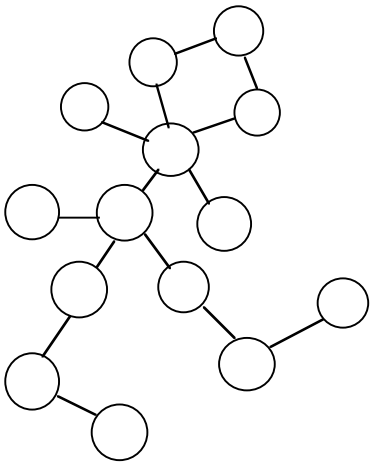
Einen dritten Typ bilden die *konzentrischen Kategorien mit homogenem Kern und heterogener Peripherie*. Sie entstehen durch Demotivierung (ggf. auch durch Remotivierung) nach unterschiedlichen Richtungen. Ein gutes Beispiel bildet die dritte Klasse der starken Verben im Englischen, sowie sie vor zwanzig Jahren von Bybee & Moder (1983) analysiert wurde. Der Kern der Kategorie besteht aus Verben wie string (strung, strung), die die prototypische phonologische Struktur ‚s + 2 Konsonanten + Vokal /I/ + velarer Nasalkonsonant' haben. Die Peripherie der Kategorie setzt sich aus mehreren Unterkategorien zusammen, die ein Merkmal oder mehrere weniger haben als die prototypische Struktur (und deren Elemente mehr als die des prototypischen Kerns von anderen Flexionstypen angezogen werden); je mehr sich die phonologische Struktur eines Verbs mit der des Prototyps deckt, um so mehr neigt der Sprecher dazu, starke Formen auf -u- für das Präteritum und das Partizip zu bilden.

Den vierten Typ bilden die *Kategorien mit polyzentrischer Struktur*. Vgl. Abbildung 3, wo eine solche Kategorie (K1) mit 14 Unterkategorien dargestellt ist. Konstitutiv für diese Struktur ist, entsprechend unseren Grundannahmen, dass jede (ggf. ein-elementige) Unterkategorie mit mindestens einer anderen (ggf. auch ein-elementigen) Unterkategorie verkettet ist. Dass einige Kategorien innerhalb dieser Struktur als Endglieder erscheinen, bedeutet nicht, dass sie irgendwie peripher wären, genauso wenig, wie die Kategorien, die in der Mitte der Struktur erscheinen, notwendigerweise als ‚zentral' bzw. ‚prototypisch' betrachtet werden müssten. Ohne die Entstehungsgeschichte einer solchen Kategorie zu

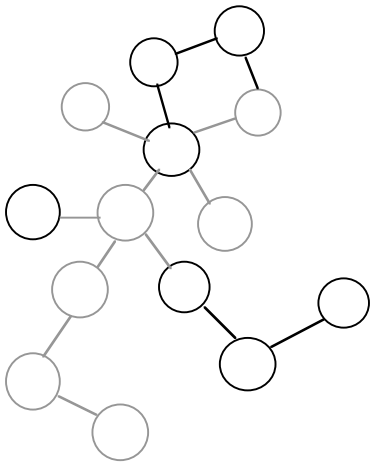
[8] "wir haben ein komplexes Netz von Ähnlichkeiten vor uns, die einander überdecken und überschneiden: manchmal durchgehende Ähnlichkeiten, manchmal Detail-Ähnlichkeiten. Es fällt mir kein treffender Ausdruck ein, um diese Ähnlichkeiten zu bezeichnen als 'Familienähnlichkeit'" (Wittgenstein in Taylor 1995: 39)

kennen, kann man auch nicht wissen, welche Unterkategorie für welche andere als Anziehungspol fungieren konnte.

Bevor wir uns einem konkreten Beispiel widmen, wollen wir aber noch einen kategorialen Sonderfall erwähnen: eine Kategorie (K2) mit Teilstrukturen ohne Bindeglied, wie auf Abb. 4 dargestellt. Im Grunde haben wir es hier nicht mehr strikt mit einer einzigen Kategorie zu tun, eben weil nicht jede Unterkategorie mit einer anderen verkettet ist. Vergleicht man aber K1 und K2, so besteht der strukturelle Unterschied im Fehlen einiger Glieder. Wenn die anderen die selben sind, so kann K2 als eine Kategorie betrachtet werden, die durch Tilgung einiger Glieder aus K1 hervorgegangen ist, vorausgesetzt, beide Kategorien sind diachron zu unterschiedlichen Zeiten belegt.

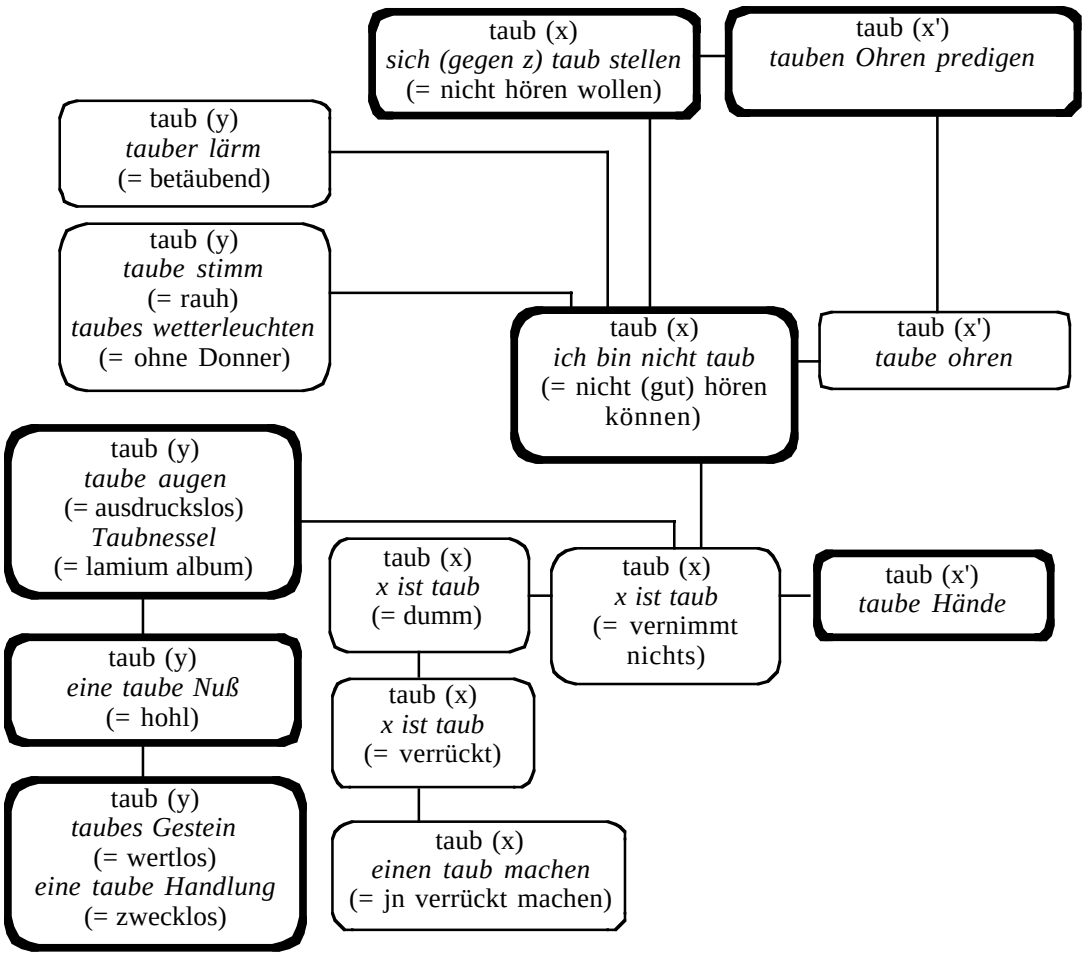


Figur 3. Polyzentrische Struktur einer Kategorie K1



Figur 4. Kategorie K2 mit Teilstrukturen ohne Bindeglied

Um diese theoretischen Überlegungen zu veranschaulichen, wollen wir die Polysemie von ‚taub' kurz darstellen, also unterschiedliche Bedeutungen des Wortes, die als Elemente einer einzigen Kategorie betrachtet werden, deren Merkmal eben die Form des Lexems ist. Dargestellt sind die Bedeutungen des Lexems, die zu irgendeinem Zeitpunkt vorhanden gewesen sind (im Grimmschen Wörterbuch belegt). Fett gedruckt sind die Bedeutungen des Worts in der gegenwärtigen Standardsprache. Die Kettenstruktur dieser Polysemie läßt sich ohne große Mühe rekonstruieren. Sie entspricht genau der eben dargestellten Kategorie K1, von der in der Gegenwartssprache nur Teilstrukturen bestehen (vgl. K2).



6 Parallele innere Strukturen einer Kategorie

Wie bereits bemerkt, geht es bei der Kategorisierung von sprachlichen Einheiten nicht nur um die Kategorisierung von Gegenständen, auf die diese Einheiten referieren. Wir gehen davon aus, dass die Beschaffenheit der sprachlichen Zeichen (Form und Inhalt) und ihre Relationen zu anderen sprachlichen Einheiten im Rahmen des Lexikons der Sprecher die innere Struktur der Kategorie mit bestimmen. In diesem Abschnitt wollen wir auf diese bestimmenden Faktoren näher eingehen.

Um sie zu analysieren, stützen wir uns vor allem auf die Rangordnung der aufgelisteten Wörter. Finden sich hintereinander zwei Wörter, w_i und w_j, die auf irgendeiner Ebene eine Ähnlichkeit aufweisen, so analysieren wir diese Kontiguität als ein Indiz dafür, dass die Integration von w_j in die Kategorie zumindest teilweise auf der Basis eben dieser gemeinsamen Eigenschaft erfolgen kann und dass somit diese Eigenschaft zur Strukturierung, und folglich zur Definition der Kategorie oder auch einer ihrer Unterkategorien fungieren kann. D.h., wir versuchen auf diese Weise plausible Hypothesen zur Kategorienstruktur aufzustellen.

Ein Beispiel: In den Möbellisten findet sich (u.a.) das Wort ‚Nachttisch'. In 6 individuellen Listen steht es vor oder nach ‚Bett', in 2 nach ‚Schreibtisch', in 3 anderen nach ‚Sessel', ‚Kleiderschrank' bzw. ‚Sarg'. Im ersten Fall darf man annehmen, dass Eigenschaften der bezeichneten Gegenstände (der Nachttisch steht am Bett) der entscheidende Faktor bei der Produktion von ‚Nachttisch' gewesen sein mögen, im zweiten Fall ist es plausibel, dass

‚Nachttisch' auf der Basis einer in ‚Schreibtisch' belegten morphologischen Struktur hervorgerufen wurde. In den anderen Fällen lässt sich keine Hypothese aufstellen. Sicher sind es hier nur *plausible* Hypothesen, *plausible* Rekonstruktionen der kognitiven Prozesse, die diesen Listen zugrunde liegen, die nur durch eine genauere Kenntnis der Umwelt der Testpersonen oder auch gegebenenfalls durch Aussagen der Testpersonen bestärkt oder widerlegt werden könnten. Daraus ergibt sich aber auch, dass die Auflistung der Elemente der Kategorie bei allen Sprechern nicht auf dem selben Weg stattfindet, und dass die kognitive Struktur der Kategorie nicht bei allen Sprechern die gleiche ist. Fakt ist aber, dass von Sprecher zu Sprecher ähnliche Faktoren vorkommen, selbst wenn sie sich individuell anders auswirken.

Andererseits gibt es auch Fälle, wo zwischen unterschiedlichen plausiblen Hypothesen nicht entschieden werden kann, welche die plausiblere ist. Dies ist insbesondere der Fall, wenn inhaltliche und formale Faktoren miteinander korrelieren. Finden sich z.B. in den Getränkelisten Anreihungen von Bezeichnungen von Fruchtsäften (Apfelsaft, Orangensaft, Birnensaft, usw.), kann sowohl die referentielle Ähnlichkeit als auch die morphologische Struktur mitwirken.

6.1 Semantisch-referentielle Faktoren

Dass semantisch-referentielle Faktoren eine oft entscheidende Rolle beim Aufbau der Kategorien spielen können, braucht nicht im Detail begründet zu werden, zumal es sich bei den untersuchten Kategorien um Substantive handelt, die auf Klassen von konkreten Gegenständen referieren. Wir wollen uns daher auf drei Bemerkungen beschränken.

Die semantisch-referentiellen Eigenschaften, die hier am Werk sein können, sind sehr unterschiedlicher Art, wie wir es am Beispiel der Kategorien ‚Obst', ‚Gemüse' und ‚Kleidung' illustrieren können. Einige Beispiele von relevanten Eigenschaften und Relationen:

– Form der Gegenstände (Apfel-Birne, Blumenkohl-Brokkoli)

– Geläufigkeit der Gegenstände in der Welt der Sprecher (Apfel-Banane, Apfel-Orange)

– Komplementärelemente (Hose-Pullover, Hemd-Hose, Jeans-Pullover, Jeans-T-Shirt, Hose-Jacke)

– Generizitätsbeziehungen (Hose-Jeans)

– Bestandteile eines selben komplexen Gegenstandes (Hauptgericht: Kartoffel-Spinat, Salat: Gurke-Tomate, Oberbekleidung-Unterwäsche für denselben Körperteil: Hose-Unterhose)

– inhärente Eigenschaften der Gegenstände (Orange, Zitrone), usw.

Zweite Bemerkung: Bringt man diese sprachlichen Assoziationen mit Hypothesen über die Erfahrungswelt der Sprecher in Verbindung, so zeigt sich, dass alle Kategorien grundsätzlich egozentrisch aufgebaut werden. Was den Sprecher selbst betrifft, wird generell vor dem genannt, was andere betrifft. Was der Sprecher direkter oder öfter sieht, erlebt bzw. konsumiert, erscheint in den Listen in den ersten Rängen. Vgl. folgende Tabelle (für jede Kategorie stehen die Wörter, die in den Rängen 1-5 von über 50 Prozent der Sprecher genannt wurden – in Klammern der genaue Prozentsatz).

Werkzeuge	Sportarten	Blumen	Möbel	Obst
Hammer (96,2)	Fußball (86,8)	Rose (84,8)	Stuhl (88,5)	Apfel (91,4)

Schraubenzieher (56,6) Nagel (50,1)	Tennis (54,7) Basketball (52,8) Volleyball (50,9)	Tulpe (68,6)	Tisch (88,5) Schrank (78,8)	Banane (71,4) Birne (59,0)

Gemüse	Berufe	Bäume	Kleidung	Getränke
Kartoffel (56,6)	Lehrer (54,7)	Eiche (71,2) Birke (53,8) Fichte (50)	Hose (77,4) Pullover (62,3) T-Shirt(60,4)	Cola (90,4) Wasser (53,8) Fanta (50,9)

Und doch wirkt sich diese Egozentrik in jeder Kategorie anders aus. Beschränken wir uns auf das erste dieser Wörter: ‚Äpfel', ‚Kartoffeln', ‚Cola' sind sehr wahrscheinlich die am meisten verzehrten Obst- Gemüse- und Getränkesorten. (Die Testpersonen sind ja Kinder im Alter von 13-14 Jahren! Bier (und überhaupt was Erwachsene trinken) kommt in den Listen erst später.) Man kann aber kaum vermuten, dass ‚Eichen' und ‚Rosen' die am meisten gesehenen Bäume bzw. Blumen sind, hier liegen andersartige, kulturelle Erfahrungen der Sprecher vor (die Eiche als höchstbewerteter Bäume, die Rose als höchstbewertete Blume im Rahmen des gesellschaftlichen Lebens, usw.). Bei den Sportarten ist Fußball nicht unbedingt die meist getriebene Sportart, sondern die, von der in den Medien am meisten die Rede ist. Und bei den Berufen ist der ‚Lehrer' die Person, die die Testpersonen vor sich sehen, wenn sie den Test schreiben. D.h., die Beziehungen der Sprecher zu den als erste genannten Gegenständen können verschiedenartig sein – und genaue Hypothesen ließen sich nur auf der Grundlage einer genauen Kenntnis der Erfahrungswelt der Sprecher aufstellen. Ein egozentrischer Aufbau der Kategorie scheint aber in jeder dieser lexikalischen Kategorien vorzuliegen. Was wiederum impliziert, dass dieselben Kategorien von anderen Sprechern mit anderen Erfahrungen anders strukturiert sein würden. Lexikalische Kategorien sind keineswegs universell, sondern grundsätzlich kulturell determiniert.

Eine dritte Frage ist die der Generizität einiger Begriffe. Als Beispiel wollen wir eine Unterkategorie der Getränke analysieren, die der Säfte (vgl. eine ausführlichere Analyse in Poitou & Dubois 1999). Fast alle betreffenden Substantive sind, außer dem Simplex ‚Saft', Komposita der Form ‚X-saft' (einzige Ausnahme: ‚Dr. Kochs Trink 10'). Man kann sich fragen, ob zwischen dem Simplex und den Komposita ein Generizitätsverhältnis vorliegt, d.h. ob ‚Saft' als Oberbegriff verwendet wird oder als Vertreter irgendeines Saftes (also als eine Art lexikalischer Ellipse). In anderen Kotexten sind nämlich beide Verwendungen möglich. Auf die Frage „Was möchtest du trinken?" kann man antworten „Am liebsten einen Saft", wobei gemeint ist „irgendein Saft von denen, die vorhanden sein mögen" – hier fungiert also ‚Saft' nicht als Oberbegriff, im Gegensatz zu Aussagen wie „Von allen Säften trinke ich am liebsten Apfelsaft".

In den Listen der verschiedenen Sprecher deuten Indizien auf zwei unterschiedliche Verwendungen des Worts ‚Saft': Von den 19 Sprechern (von insgesamt 52), die ‚Saft' (und einmal die Pluralform ‚Säfte') nennen, listen 10 keine ‚X-säfte' auf; 6 andere nennen erst ‚Saft' und dann verschiedene ‚X-säfte', in zwei Listen ist die Rangordnung umgekehrt, zuerst ‚X-säfte' und dann ‚Saft'. In diesem letzten Fall scheint ‚Saft' ziemlich unproblematisch als Oberbegriff interpretiert zu werden, die Sprecher nennen zuerst diverse Säfte und dann das Wort für die betreffende Unterkategorie. Die Entscheidung ist in den zwei ersten Fällen etwas problematischer. Wenn nur ‚Saft' genannt wird, kann es als ein beliebiger Saft verstanden werden oder auch als Oberbegriff; ein entscheidendes Indiz für die eine oder die andere Hypothese liefert nicht einmal die Beschaffenheit der anderen in einer bestimmten Liste genannten Wörter. Wenn z.B. ‚Saft' nach ‚Bier', ‚Schnaps', ‚Wein' und vor ‚Wasser' steht, kann es eine Art Antwort auf eine Frage wie ‚Was trinkt man bei euch vor dem Essen, nach

dem Essen, beim Essen?' sein oder die Auflistung von Namen bestimmter Unterkategorien, auf die der Sprecher nicht näher eingehen will. Wie dem auch sei: Die Entscheidung über die Generizität eines Substantivs dürfte nicht außerhalb des sprachlichen Kontextes getroffen werden. Solche Listen sind ja, wie bereits gesagt, reale Texte (wenn auch besonderer Art), wir verstehen deshalb jedes Wort als eine Art Antwort auf Fragen, die sich der Sprecher stellt und die alle vom Namen der Kategorie oder auch von einem der bereits genannten Wörter ausgelöst werden. Selbst wenn ein Substantiv innerhalb einer Kategorie generisch als Name einer Unterkategorie gebraucht werden kann, so ist das kein Beweis dafür, dass das in der sprachlichen Realität solcher Texte auch wirklich der Fall ist.

6.2 Morphologische und phonologische Faktoren

Wie bereits angedeutet, trägt die Form der Wörter zur Strukturierung der Kategorie bei. Es seien hier nur einige Beispiele genannt.

Beispiel 1: die Rangordnung von ‚Nektarine' in den Obstlisten. Bei drei Testpersonen steht ‚Nektarine' direkt vor oder nach ‚Pfirsich' – was also auf referentielle Faktoren hinweist; bei vier anderen aber steht es vor oder nach ‚Mandarine' oder ‚Apfelsine' – ein Indiz für eine phonologische Ähnlichkeit.

Beispiel 2: ‚X-beeren' in den Obstlisten. In vielen der 105 Obstlisten werden mehrere (bis zu 5) Wörter der morphologischen Form ‚X-beeren' nacheinander genannt. Zwar weisen sie alle mindestens eine gemeinsame referentielle Eigenschaft auf (es sind kleine Früchte), man darf aber annehmen, dass sie recht verschiedenen Erfahrungen der Sprecher entsprechen (sie haben nicht alle die gleiche Farbe, sie sind nicht gleich geläufig, sie sind nicht in der gleichen Umgebung zu finden, usw.), so dass dieser Aneinanderreihung eher die gemeinsame morphologische Form zugrunde liegt als referentielle Eigenschaften.

Andererseits kann man in verschiedenen Listen feststellen, dass Simplizia meistens vor den entsprechenden Komposita genannt werden. In den Möbellisten stehen z.B. ‚Schrank', ‚Stuhl', ‚Tisch' und ‚Bett' alle (bei zwei Ausnahmen) vor Komposita wie Wandschrank, Kleiderschrank, Kühlschrank, Geschirrschrank, Vorratsschrank, Schuhschrank, Schubladenschrank; Liegestuhl, Schaukelstuhl, Bürostuhl, Drehstuhl; Schreibtisch, Nachttisch, Abstelltisch, Telefontisch, Sofatisch, Fernsehtisch, Wickeltisch, Schultisch, Computertisch, Küchentisch, Serviertisch, Sofatisch, Hochbett, Ehebett. Hier stellt sich wiederum, wie im eben behandelten Falle der Säfte, die Frage der Generizität des Simplex gegenüber den Komposita. Es scheint uns kaum annehmbar, dass all die genannten Gegenstände generell als Instanzen eines vom Simplex vertretenen Oberbegriffs aufgefasst werden, da nicht alle Komposita durch die entsprechenden Simplizia ersetzt werden könnten: ‚Der Fernseher steht auf dem Tisch' heißt normalerweise nicht, dass er auf dem Fernsehtisch steht, sondern auf einem ‚normalen' Tisch. Demgegenüber fällt auf, dass zur Bezeichnung eines solchen Tischs kein anderes Wort als ‚Tisch' vorkommt. D.h., ‚Tisch' wäre hier nicht als ‚irgendein Tisch' (wie im Falle der Säfte) zu verstehen, sondern als ein spezifischer Tisch, genau wie alle Komposita. Dem Substantiv ‚Tisch' käme also kein generisches Merkmal zu, d.h. es steht semantisch mit den anderen Bezeichnungen auf einer Ebene. Es bleibt aber die Frage bestehen, warum es vor den Komposita genannt wird. Man kann es wahrscheinlich damit begründen, dass die Sprecher es in der Regel vorziehen, einfache Wörter zu gebrauchen statt komplexerer und sie also in solchen Tests als erste nennen. Die Aneinanderreihung von verschiedenen Komposita der Form ‚X-Tisch' scheint aber auf die Existenz einer Unterkategorie gleichwertiger Elemente hinzuweisen, die mit ‚Tisch' als Auslöser generiert wird. Wir hätten es also hier mit einer morphologischen Unterkategorie zu tun, deren charakteristisches Merkmal das Determinatum ‚Tisch' ist, nicht mit einer semantischen.

6.3 Lexikon und lexikalischer Bestand der Kategorie

Als letzter Punkt muss ein Faktor erwähnt werden, der in der Literatur zu wenig beachtet wird, vielleicht weil er auf den ersten Blick allzu trivial zu sein scheint. Wie Wörter als Bezeichnungen von Elementen einer Kategorie verwendet werden (und wie oft), hängt vom Umfang des lexikalischen Inventars der individuellen Sprecher ab. Dieses individuelle Inventar bildet auch nur eine Untermenge des lexikalischen Inventars der betreffenden Sprachgemeinschaft. Betrachtet man die Testpersonen als eine homogene Menge, dann vermittelt die Gesamtheit der in einem Test genannten Wörter ein brauchbares Bild des Inventars der Sprecher, die in der begrenzten Zeitspanne, über die sie verfügen, nur einen Teil davon verwenden können. Wie sich die Beschaffenheit des lexikalischen Inventars auf die Produktion der Wortlisten auswirkt, wollen wir am Beispiel der Kleidungsliste illustrieren. In folgender Tabelle stehen die Wörter, die in den ersten fünf Rängen von mehr als einem Sprecher genannt werden, und die Kleider für den Ober- (O) und den Unterkörper (U) bezeichnen:

	Oberkörper (O)	Unterkörper (U)
Oberbekleidung	Pullover (33) T-Shirt (32) Sweatshirt (8) Bluse (8) Jacke (5) Schlips (2)	Hose (41) Jeans (21) Short (3)
Unterbekleidung	BH (3)	Unterhose (15) Slip (3) Stapse (2) Strumpfhose (2)

Außer Acht gelassen wurden Rock (8), Body (2), Unterwäsche (2) und Kleid (2), die sich nach diesen Kriterien nicht kategorisieren lassen (ggf. wegen ihrer Doppeldeutigkeit).

Die Zahlen weisen folgende Diskrepanz auf: Im ersten Rang ist die Unterkategorie U massiver belegt als O (34 zu 11 tokens), in den ersten fünf Rängen ist es genau das Gegenteil (65 zu 88). Und sowohl im ersten Rang als in den ersten fünf ist ‚Hose' bei weitem das meist zitierte Wort (von 47 Prozent der Sprecher im ersten Rang, von 77 Prozent in den Rängen 1-5). Was die perzeptuelle Seite der bezeichneten Gegenstände angeht, so ist es nicht verwunderlich, dass Wörter für die Kleider, die man sieht, massiver auftreten als Wörter für Unterwäsche. Dagegen ist der Blick des Menschen eher waagerecht gerichtet als nach unten, sodass Kleider für den Oberkörper öfter und früher vorkommen sollten als andere. Fakt ist aber, dass das lexikalische Inventar, über das die Sprecher verfügen, für O viel reichhaltiger ist als für U, zumal die meisten Wörter für U (insgesamt 16 types) Komposita der Form ‚X-hose' sind (Radlerhose, Kordhose, Badehose, Turnhose, Reithose, Leinenhose, Latzhose, Jogginghose, Jeanshose – insgesamt 23 tokens in den 53 Listen) – neben dem Simplex ‚Hose' (45 tokens) und Jeans, Short, Leggings, Boxershorts, Minirock, Bermudas (insgesamt 55 tokens)).

Wenn also ‚Hose' öfter und früher genannt wird als z.B. ‚Pullover', dann nicht deshalb, weil die Hose in der Kategorie der Kleider irgendwie prototypischer wäre als der Pullover, sondern weil das Inventar für beide Unterkategorien grundverschieden ist.

Was wir hier am Beispiel der Kleider illustrieren, beweist, dass rein quantitative Analysen leicht zu Trugschlüssen führen können.

6.4 Fazit

Die interne Struktur einer Kategorie ist eine komplexe Angelegenheit, die sich schwer mit einer einheitlichen Typikalitätsskala repräsentieren lässt. Weil sie durch verschiedenartige Faktoren determiniert ist, die alle Seiten des sprachlichen Zeichens involvieren, kann man sich nicht damit begnügen, sie einzig und allein als „eine Frage des Grades" „a matter of degree" (Langacker 1987) aufzufassen. Die Projektion der verschiedenen inneren Strukturen auf eine einizge Skala (Typikalitätsskala) ist um so weniger stichhaltig, je komplexer die Struktur der Kategorie ist, d.h. je mehr Parameter sie mit bestimmen.

7 Schlusswort

Alles in allem bestätigen die hier dargestellten Untersuchungen mindestens eine der Grundannahmen der Prototypentheorie: Nicht alle Elemente einer Kategorie haben innerhalb der Kategorie denselben Status. Diese Ungleichheit lässt sich aber schwer auf eine einzige Skala zurückführen, an deren einem Ende *der* ‚Prototyp' stehen würde. Zum einen, weil die sprachlichen Einheiten, die hier im Spiel sind, mannigfaltige Erscheinungen sind, die als solche in Kauf genommen werden sollten. Unterliegen allen Kategorisierungsprozessen grundsätzlich dieselben *kognitiven* Prozesse, so wirken sie sich anders aus, je nachdem, auf welchem Aspekt der sprachlichen Einheiten deren Kategorisierung durch den Sprecher beruht, und es muss nicht immer derselbe sein. Lexikalische Kategorien können sowohl morpho-phonologisch als semantisch-referentiell strukturiert sein, so dass einander überdeckende und überlappende Strukturen entstehen. Eine Kategorie ist folglich durchaus nicht homogen, sondern eher als eine komplexe Struktur miteinander verketteter Subkategorien zu betrachten. Diese Annahme führt aber nicht zur Ablehnung des Prototypenkonzepts, sondern zu seiner Zerlegung, sofern sich jede kleinste Unterkategorie auf Grund des ihr zugrundeliegenden Prototyps herausbildet, der dabei als Anziehungspol fungiert.

8 Literaturverzeichnis

Brdar-Szabo, Rita & Brdar, Mario, 2000. Grammaticalization and the lexicon: Core-and-periphery model vs. prototype approach. in: Mangasser-Wahl, Martina, 2000 (ed.). *Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven.* Tübingen: Stauffenburg. S. 139-159.

Bybee Joan L., Moder, Carol Lynn, 1983. Morphological Classes as Natural Categories. *Language* 59, 2: 251-270.

Cruse, D. Alan, 2000. *Meaning in Language. An Introduction to Semantics and Pragmatics.* Oxford: University Press. Oxford Linguistics.

Cruse, D.A., 1990. Prototype theory ans lexical semantics. in: Tsohatzidis, Savas (ed.), *Meanings and prototypes: studies in linguistic categorization.* London/New York: Routledge. S. 382-402.

Danes, Frantisek, 1966. The relation of Centre and Periphery as a Language Universal. in: *Travaux Linguistiques du Cercle de Prague, 2:* Les problèmes du centre et de la périphérie de la langue. Prague: Academia. S. 9-21.

Desclés, Jean-Pierre & Kanellos, Ioannis, 1991. La notion de typicalité: une approche formelle. in: *Sémantique et cognition. Catégories, prototypes, typicalité.* Dubois, Danièle (éd.). Paris: CNRS. Collection Sciences du Langage. S. 225-244.

Dubois, Danièle & Resche-Rigon, Philippe, 1993. Prototypes ou stéréotypes: productivité et figement d'un concept. in: *Lieux communs, topoï, stéréotypes, clichés.* Plantin, Christian (ed.) Paris: Kimé. S. 372-389.

Dubois, Danièle & Resche-Rigon, Philippe, 1995. De la "naturalité" des catégories sémantiques: des catégories "d'objets naturels" aux catégories lexicales. *Intellectica* 20, 1: 217-245.

Dubois, Danièle, 1983. Analyse de 22 catégories sémantiques du français: Organisation catégorielle, lexique et représentation. *L'Année Psychologique* 83: 465-489.

Dubois, Danièle, 1986. *La compréhension de phrases. Représentations sémantiques et processus.* Thèse de Doctorat d'Etat. Paris: Université Paris-VIII.

Dubois, Danièle & Poitou, Jacques, 2002. Les "normes catégorielles": catégories sémantiques et/ou listes de mots. Structuration des catégories sémantiques – entre le cognitif et le linguistique. *Cahiers du LCPE* 5: 7-39.

Geeraerts, Dirk, 1990. The lexicographical treatment of prototypical polysemy. in: *Meanings and prototypes: studies in linguistic categorization*. Tsohatzidis, Savas (ed.) London/New York: Routledge. S. 195-210.

Gleitman, L.R., Gleitman, H., Miller, C. & Ostrin, R., 1996. Similar [?] and similar concepts. *Cognition* 58: 321-376.

Grunig, Blanche-Noëlle & Grunig, Roland, 1985. *La fuite du sens. La construction du sens in l'interlocution.* Paris: Hatier-Crédif.

Kleiber, Georges, 1988. Prototype, stéréotype: un air de famille ? *DRLAV-Revue de Linguistique* 38: 1-66.

Kleiber, Georges, 1990. *La sémantique du prototype. Catégories et sens lexical*. Paris: PUF.Kleiber, Georges, 1997. Les catégories de base donnent-elles lieu à des termes de base ? in: Hoinkes, Ulrich & Dietrich, Wolf (eds.), 1997. *Kaleidoskop der lexikalischen Semantik.* Tübingen: Narr. S. 71-90.

Köpcke, Klaus-Michael, 1993. *Schemata bei der Pluralbildung im Deutschen. Versuch einer kognitiven Morphologie.* Tübingen: Narr. Studien zur deutschen Grammatik 47.

Lakoff, George, 1986. Classifiers as a Reflection of Mind. in: *Noun classes and categorization*. Proceedings of a Symposium on Categorization and Noun Classification, Eugene, Oregon, October 1983. Craig, Colette (ed.). Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins Publishing Company. S. 13-51.

Lakoff, George, 1987. *Woman, Fire and Dangerous Things.* Chicago: Chicago University Press 1987.

Langacker, Ronald W., 1987. *Foundations of Cognitive Grammar. Volume I: Theoretical Prerequisites.* Standford: University Press.

Lehrer, Adrienne, 1990. Prototype theory and its implications for lexical analysis. in: *Meanings and prototypes: studies in linguistic categorization.* Tsohatzidis, Savas (ed.) London/New York: Routledge. S. 368-381.

Mangasser-Wahl, Martina, 2000 (ed.). *Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven.* Tübingen: Stauffenburg.

Mangasser-Wahl, Martina, 2000. Roschs Prototypentheorie – Eine Entwicklung in drei Phasen. in: Mangasser-Wahl, Martina, 2000 (ed.). *Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven.* Tübingen: Stauffenburg. S. 15-31.

Martin, Robert, 1991. Typicalité et sens des mots. in: Dubois, Danièle (ed.), *Sémantique et cognition. Catégories, prototypes, typicalité.* Paris: CNRS. Collection Sciences du Langage. S. 151-159.

Mayerthaler, Willi, 1981. *Morphologische Natürlichkeit*. Wiesbaden: Athenaion. Linguistische Forschungen 28.

Paul, Hermann, 1877. Die vocale der flexions- und ableitungssilben in den ältesten germanischen dialecten. - *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 4: 315-475.

Paul, Hermann, 1937[5]. *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle: Niemeyer.

Poitou, Jacques & Dubois, Danièle, 1999. Catégories sémantiques et cognitives. Une étude expérimentale en sémantique lexicale. Cahiers de Lexicologie 74 (1999-1): 5-27.

Poitou, Jacques, 1984. Théories de la naturalité en morphologie. *DRLAV-Revue de Linguistique* 31: 49-66.

Poitou, Jacques, 1990. Zur Existenzberechtigung der Ausnahmen. *Linguistische Studien*, Heft 208 (1990): 109-118.

Poitou, Jacques, 1992. *Hétérogénéité et motivation en morphologie flexionnelle. La flexion substantivale allemande.* Thèse d'Etat. 2 volumes. Paris-VIII.

Poitou, Jacques, 1993. La catégorisation comme résultat et comme processus. *Cahiers du CIEL* 2: 17-51.

Poitou, Jacques, 1993. Motivation et arbitraire dans la distribution des allomorphes. L'exemple du nombre. *Faits de Langues* 1: 251-256.

Poitou, Jacques, 1997. Régularité, analyses quantitatives et productivité: quelques remarques. Mots possibles et mots existants. Forum de morphologie (1ères rencontres). Actes du colloque de Villeneuve d'Ascq (28-29 avril 1997). Corbin, Danièle, Fradin, Bernard et al. (eds.) = Silexicales 1: 221-230

Poitou, Jacques, 1999. Genre et allomorphie flexionnelle dans le domaine substantival allemand. Faits de Langues 14: 197-206.

Poitou, Jacques, 2000. Conceptions prototypiques et articulation du changement linguistique. Actes des Journées "Changement" de Neuchâtel. *TRANEL* 34-35: 101-115.

Poitou, Jacques, 2000.. Prototypes, saillance et typicalité. *Nouvelles terminologies* 21

Posner, Michael, 1986. Empirical Studies of Prototypes. in: *Noun classes and categorization.* - Proceedings of a Symposium on Categorization and Noun Classification, Eugene, Oregon, October 1983. in: Craig, Colette (ed.). - Amsterdam-Philadelphia: John Benjamins Publishing Company. S. 53-75.

Rastier, François, 1991. *Sémantique et recherches cognitives.* Paris: PUF. (Formes sémiotiques).

Rosch, Eleanor H., 1973. Natural Categories. *Cognitive Psychology* 7 (1975): 573-605.

Rosch, Eleanor H., 1975a. Cognitive Representations of Seméantic Categories. *Journal of Experimental Psychology* 104 (1975), 3: 192-233.Rosch, Eleanor H., 1975b. Family Resemblances: Studies in the Internal Structure of Categories. *Cognitive Psychology* 4 (1973): 328-350.

Schmid, Hans-Jörg, 2000. Methodik in der Prototypentheorie. in: Mangasser-Wahl, Martina, 2000 (ed.). *Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven.* Tübingen: Stauffenburg. S. 33-53.

Taylor, John R., 1990. Schemas, prototypes, and models: in search of the unity of the sign. in: *Meanings and prototypes: studies in linguistic categorization.* Tsohatzidis, Savas (ed.) London/New York: Routledge. S. 521-532.

Taylor, John R., 1995[2]. *Linguistic Categorization. Prototypes in Linguistic Theory.* Oxford: Clarindon Press.

Thibaut, J.P., 1997. Similarité et catégorisation. *L'année Psychologique* 97: 701-736.

Travaux linguistiques de Prague 2, 1966. Les problèmes du centre et de la périphérie du système de la langue. Prague: Academia 1966.

Vendryes, Joseph, 1968. *Le langage. Introduction linguistique à l'histoire.* Paris: Albin Michel.

Vrignaud, Pierre, 1999. *Approche différentielle de la typicalité.* Thèse pour le doctorat de l'Université de Paris-V. Paris

Wierzbicka, Anna, 1990. 'Prototypes save': on the uses and abuses of the notion of 'prototype' in linguistic and related fields. in: *Meanings and prototypes: studies in linguistic categorization.* Tsohatzidis, Savas (ed.) London/New York: Routledge. S. 347-367.

Wurzel, Wolfgang Ullrich, 1984. *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung.* Berlin: Akademie-Verlag. Studia Grammatica XXI.